Seit es den Zionismus gibt, gibt es auch eine innerjüdische Tradition der Kritik an ihm. Dieser lange Zeit in den Hintergrund gedrängten jüdischen Geistesgeschichte widmet sich der amerikanische Schriftsteller und Pulitzer-Preisträger **Benjamin Moser** in seinem Anfang Oktober auf Deutsch erschienenen Buch „Anti-Zionismus: Eine jüdische Geschichte“. Ausgehend von seiner eigenen deutsch-jüdischen Familiengeschichte beschäftigt er sich darin mit der Kritik vieler jüdischer Denkerinnen und Denker wie Hannah Arendt, Nan Goldin oder Avi Shlaim am zionistischen Projekt und seiner späteren Verwirklichung in Palästina. Von **Redaktion**.

In der Einleitung des Buches gibt Moser zunächst einen Einblick in die Geschichte seiner eigenen Familie, um dann seine Erfahrungen bei der ersten Lektüre von Theodor Herzls „Der Judenstaat“ zu schildern.

Wir drucken im Folgenden mit freundlicher Genehmigung des Verlags einen Ausschnitt aus der Einleitung des Buches mit dem Titel „Der Herzl meines Großvaters“ ab:

Auch deshalb schlug ich den Herzl meines Großvaters mit einer gewissen Ehrfurcht auf. Ich erwartete, eine Nähe zu dem Großvater zu verspüren, den ich nie kennengelernt hatte, und zu diesem Mann, den er anscheinend verehrt hatte. Dieses Buch zu lesen, fühlte sich wie eine Verpflichtung gegenüber meiner eigenen persönlichen Geschichte an und wie das Schließen einer Bildungslücke. Nur wenige Autoren haben die moderne Geschichte so geprägt wie Herzl. Aber als ich das Buch aufschlug, begegnete mir entgegen aller Erwartung – der Ibsen-Horror. *[Anm. d. Red.: Bezieht sich auf ein von Moser in einem früheren Abschnitt geschildertes Motiv Ibsens: Jemand möchte eine Hommage an einen verstorbenen, hochgeschätzten Mann verfassen und stößt bei der Recherche auf Abscheuliches.]*

(…)

Doch bei der Lektüre von *Der Judenstaat*, einem nicht fiktiven Buch, fragt man sich, ob bzw. inwieweit Herzl es wirklich ernst meinen kann. In der Fiktion können exzentrische Ideen in der Tat »bunt, wild, großartig und furchterregend« sein. Der Künstler kann sich den Visionen eines Verrückten annähern – solange er sich bewusst ist, dass er eine Fiktion erschafft. Mag er auch noch so sehr von seinem Werk besessen sein, er kann es jederzeit hinter sich lassen. Er kann den Stift zur Seite legen oder den Computer ausschalten und zum Abendessen hinuntergehen. An Herzl ist so beunruhigend, dass man nie sagen kann, ob er weiß, wo die Grenze

zwischen Fantasie und Realität zu ziehen ist. Aus diesem Grund weinte sein Freund. *[Anm. d. Red.: Bezieht sich auf eine Anekdote, die Herzl selbst beschreibt. Ein Freund weinte beim ersten Lesen des Entwurfes, weil er fürchtete, Herzl wäre „irrsinnig“ geworden.]*

Herzls Kopf war voller romanhafter Ausschweifungen. Während er *Der Judenstaat* schrieb, vertraute er seine Fantasien seinem Tagebuch an. Ein wohlwollender Biograf, Derek Penslar, schreibt dazu:

> *In den Tagebucheinträgen vom Juni präsentiert sich Herzl selbst als großer Staatsmann, der Hirsch und anderen reichen Juden, die er stets beneidet und verachtet hatte, die Bedingungen diktierte. Er schrieb, er werde ein allmächtiger Führer sein und im künftigen jüdischen Staat bedingungslosen Gehorsam verlangen. Die Töchter von Bankiers sollten zum Wohl des Staates mit »aufstrebenden jungen Männern« verheiratet werden. Er nannte dies »die Selbstbefruchtung der Nation«. Eine »gut geleitete Geheimpolizei« werde Herzls Sicherheit garantieren. Der jüdische Staat würde von einer Herzlschen Dynastie regiert; seinen Vater Jakob sah er als ersten Senator des jüdischen Staates, seinen Sohn Hans als Dogen. Herzl stellt sich die Krönungszeremonie mit Kürassieren, Artillerie und Infanterie vor: »Denn während Alle in goldblitzenden Staats-Gewändern […] gehen, hat der Doge, die Schandtracht eines mittelalterlichen Juden, den spitzen Judenhut und den gelben Fleck.« Erst im Innern des Tempels werde dem Dogen ein fürstliches Gewand um die Schultern gelegt und die Krone aufs Haupt gesetzt. Herzl war ob der Größe seiner eigenen Vision und der Aussicht, den eigenen Sohn zum Dogen zu krönen, so ergriffen, dass ihm sogar die Tränen kamen. »Zärtliche Küsse, meinem Vater-König«, schrieb Herzl in einem Telegramm an seinen Sohn an dessen viertem Geburtstag.*

Das wären durchaus spannende Protagonisten für einen Roman. Aber Herzl entschied sich bei *Der Judenstaat* gegen die Romanform, was in gewisser Weise ein Verlust für den Leser ist. Derlei Ausschmückungen hätten dem Text ein wenig Farbe verliehen. Doch wie viele schlechte Schriftsteller verwechselt er Langeweile mit Seriosität. »Die in Betracht kommenden Immobilien sind Häuser, Landgüter und örtliche Kundschaft der Geschäfte«, heißt es bei ihm an einer Stelle. »Die Überzeit des Siebenstundentages darf nicht mehr als drei Stunden dauern und auch nur nach

ärztlicher Untersuchung«, an anderer. »In den mittleren Betrieben, wo die sachliche Einrichtung ebenso wichtig oder schon wichtiger ist als die persönliche Betätigung des Inhabers, und dessen Credit als ein entscheidendes Imponderabile hinzukommt, lassen sich verschiedene Formen der Liquidation denken.« Vielleicht selbst müde von dieser Art von Sätzen, betont Herzl, dass sein Buch sich nicht an Anwälte richtet. »Diese Schrift ist nicht für Fachjuristen berechnet; darum kann ich meine Theorie vom Rechtsgrunde des Staates auch nur flüchtig andeuten, wie vieles Andere.« Nachdem er seine Präferenz für die Monarchie erklärt hat, führt er aus, dass der Staat eine aristokratische Republik sein sollte. Zwar erwähnt er Venedig, verzichtet aber taktvoll darauf, seinen vierjährigen Sohn zum Dogen zu erheben.

In seiner kurzen Laufbahn – er wurde, wir erinnern uns, nur 44 Jahre alt – war Herzl tatsächlich vorübergehend als Anwalt tätig gewesen. Und mehr als der Theoretiker, der Dramatiker oder der Romanautor begegnet einem auf den Seiten von *Der Judenstaat* der kleinliche Anwalt. Herzl ist nicht verrückt, wie sein Freund befürchtete und seine Gegner ihm häufig vorwarfen. Sein Buch offenbart etwas viel Schlimmeres: Er ist gedankenlos im Sinne von ohne Nachdenken. Seine Motive sind durchschaubar, seine Lösungen kindisch. Was anderen – jedem anderen – in den Sinn kommen würde, kommt ihm nicht in den Sinn. Und das nicht etwa aus Bosheit. Es fällt ihm einfach nicht ein.

Nehmen wir die Passage unter der Überschrift »Palästina oder Argentinien?«, die verhandelt, wo dieser jüdische Staat denn liegen soll. Erstaunlicherweise widmet Herzl dieser Frage nicht mehr als drei Absätze. Argentinien, »eines der natürlich reichsten Länder der Erde«, bietet gewisse Vorteile: »Die argentinische Republik hätte das größte Interesse daran, uns ein Stück Territorium abzutreten. Die jetzige Judeninfiltration hat freilich dort Verstimmung erzeugt; man müsste Argentinien über die wesentliche Verschiedenheit der neuen Judenwanderung aufklären.«

Solche Sätze würden bei einem anderen – jedem anderen – weitere Fragen aufwerfen. Nicht aber bei Herzl, der forsch zur zweiten Option vorprescht.

> *Palästina ist unsere unvergessliche historische Heimat. Dieser Name allein wäre ein gewaltig ergreifender Sammelruf für unser Volk. Wenn Seine Majestät der Sultan uns Palästina gäbe, könnten wir uns dafür anheischig machen, die Finanzen der Türkei gänzlich zu regeln. Für Europa würden wir dort ein Stück des Walles gegen Asien bilden, wir würden den Vorpostendienst der Kultur gegen die Barbarei besorgen. Wir würden als*

> *neutraler Staat im Zusammenhange bleiben mit ganz Europa, das unsere Existenz garantieren müsste.*

Eine Regierung würde also genügend Land abtreten, um einen neuen Staat gründen zu können: Argentinien aufgrund nicht näher ausgeführter »Interessen«, die Türkei, weil die Juden ihre Finanzen in Ordnung bringen würden. Man kann auf 1896 weit verbreitete Klischees verweisen – Juden als Finanz-Drahtzieher, Europäer als Zivilisatoren, Asiaten als Barbaren; man kann ebenso darauf verweisen, dass keinerlei Bezug auf die Bevölkerungen Argentiniens oder Palästinas genommen wird; aber der Rest seines Werks zeigt, dass Herzl deren Existenz nicht etwa ignoriert oder leugnet, denn »ignorieren« und »leugnen« würden eine Absicht suggerieren. Die Einwohner dieser Länder kommen ihm einfach nicht in den Sinn. (Zumindest nicht an dieser Stelle. In seiner späteren Korrespondenz erwähnt er die Palästinenser als Subjekte der Vertreibung, als Menschen, die man bestechen könne, ihr Zuhause und ihr Land zu verlassen.) Hier sind sie nicht von Interesse, wie auch die Orte kaum eine Rolle spielen. Im Rest des Textes tauchen weder das Wort »Argentinien« noch »Palästina« erneut auf. Man könnte Herzl humanitäres Versagen vorwerfen, doch das wäre ein moralischer Vorwurf, und das Versagen ist kein moralisches. In *Bildnis des Dorian Gray*, das 1890 erschien, sodass Herzl es gelesen haben könnte, schrieb Oscar Wilde: »So etwas wie ein moralisches oder unmoralisches Buch gibt es nicht. Bücher sind entweder gut oder schlecht geschrieben. Das ist alles.« Und das Versagen von *Der Judenstaat* ist schriftstellerischer Natur. Herzls Theaterstücken warf man vor, dass sein Figurenpersonal eindimensional, schablonenhaft und stereotyp sei. Ein Theaterstück oder ein Roman voller Figuren, die nicht mit ausweglosen Situationen konfrontiert sind, die nicht von Zweifeln geplagt werden, sondern nur existieren, um bestimmte Ansichten anzufechten oder zu vertreten, ist einfach nur langweilig.

Herzl jedoch ist sogar von seinen bescheidensten Gedanken überwältigt. Er investiert beispielsweise viel Energie in den Vorschlag eines Siebenstunden-Arbeitstags. Er ist so berauscht von dieser Idee, dass er als Flagge für seinen Staat einen weißen Grund mit sieben goldenen Sternen vorschlägt, einen für jede Stunde des Arbeitstages.

Doch nicht alle seine Ideen sind so banal. Manchmal verblüfft er den Leser mit Höhenflügen, die dieselben Fragen aufwerfen, die sich sein weinender Freund stellte. Nur drei Jahre vor *Der Judenstaat* sinnierte Herzl zum Beispiel über eine Bekehrung der Millionen Juden im österreichisch-ungarischen Kaiserreich zum

Katholizismus. Diese Revolution – die nicht weniger als die Auflösung des jüdischen Volkes bedeutete – sollte in einer Zeremonie im Wiener Stephansdom stattfinden. Wenn er Festakte, Krönungen, Juwelen und Prunk beschreibt, ist Herzl ganz in seinem Element, und diese Zeremonie scheint seine Fantasie besonders beflügelt zu haben. Niemand Geringeres als der Papst persönlich würde sie leiten, und im Gegenzug für diese Konversion würde der Pontifex dafür sorgen, dass die Christen die Juden nicht mehr hassten.

Es fällt nicht leicht, dieses Projekt zu beschreiben, ohne sich darüber lustig zu machen – kaum möglich, es nach herkömmlichen Begriffen zu verstehen, so wie man eine Meinung versteht, die man vielleicht nicht teilt. Und wieder werden keine Fragen gestellt. Wenn man liest, die Argentinier würden einen Teil ihres Landes hergeben, weil sie daran das »größte Interesse« hätten – als ob Regierungen üblicherweise ihr Territorium an die Verfasser leidenschaftlicher Pamphlete abträten –, fragt man sich: Wer und wo waren Juden – irgendwelche Juden –, die dem zugestimmt hätten? Dieses Projekt wurde als romanhaft beschrieben. Aber die Prämisse für einen guten Roman sollte plausibel sein. Das hier ist einfach nur konfus.

Herzl meinte es wie immer ernst. Er ging das Projekt mit eiskalter Ruhe an, einer unerschütterlichen Haltung, wie sie sich für einen Visionär ziemt, und die Ernsthaftigkeit, mit der er seine bizarren Ideen hervorbringt, stellt ein weiteres Hindernis dar, sie zu verstehen. Nicht, weil sie zu komplex wären wie bei einem schwierigen Buch zu einem unbekannten Thema. Es ist klar, was sie bedeuten. Das Schwierige ist, sie so ernst zu nehmen wie ihr Autor und der Versuchung zu widerstehen, sein Denken bloß als überspannt abzutun. Man muss sich vergegenwärtigen, dass dieser Autor keineswegs lächerlich ist und man seine Schriften nicht beurteilen kann, wie man einen erfolglosen Roman oder ein missglücktes Theaterstück beurteilen würde. Sich über Herzl lustig zu machen, der von »der Aussicht, den eigenen Sohn zum Dogen zu krönen, so ergriffen [war], dass ihm sogar die Tränen kamen«, und seine Vorstellung von sich als Begründer einer Dynastie abzutun, heißt, die Tatsache zu ignorieren, dass er zu einer der wichtigsten Figuren seiner Zeit avancierte und dass seine Schriften für Millionen Konsequenzen hatten und weiterhin – über ein Jahrhundert nach seinem Tod – haben. Man muss sie ernst nehmen, da so viele Menschen – Menschen wie mein Großvater – sie ernst nahmen.

Benjamin Moser, „Anti-Zionismus: Eine jüdische Geschichte“*, aus dem Amerikanischen von Franka Reinhart und Marlene Fleißig, Berlin 2026, Propyläen*

Verlag, Hardcover, 464 Seiten, ISBN 9783549100912, 34 Euro.

Titelbild: Propyläen Verlag

Mehr zum Thema:

Friedrich Merz, Benjamin Moser und die missverstandenen Lehren aus der deutschen Geschichte

Gibt es eine jüdische Identität jenseits von Israel und Staatsräson? – Ein Interview mit Wieland Hoban (Teil 1)

Gibt es eine jüdische Identität jenseits von Israel und Staatsräson? – Ein Interview mit Wieland Hoban (Teil 2)

„Wir lebten in einer Symbiose mit den Arabern, und das war damals kein utopischer Traum, wie heute.“ – Ein Interview mit dem israelischen Historiker Avi Shlaim

Zionismus ist nicht Judentum – Jüdische Kritik an der IHRA-Definition

Gedanken zur Staatsräson

Nicht in unserem Namen

Die israelische Realität und der deutsche Mythos – Warum Deutschland ein anderes Israel verteidigt, als es existiert

Die vergessenen Palästinenser

Eine andere Staatsräson ist möglich